

seine Etablierung in der US-Psychologie zusätzlich erschwerte, wird nur noch durch ein Zitat aus der Autobiographie Charlottes mitgeteilt (aber vielleicht erfahren wir darüber und über die unglücklichen Bestrebungen der Nazi-Geier, sich der Reste des einst florierenden Instituts zu bemächtigen, in einem nächsten Buch aus der Feder Benetkas mehr).

An die Seite des abschließenden Lobes (das Buch ist gut ediert, hat einen Personenindex und ein umfangreiches Literaturverzeichnis – alles Dinge, die selbstverständlich sein sollten, es aber leider hierzulande nicht sind!) sind zwei kleine Kritiken zu stellen: Zum einen hätte sich Benetka ruhig trauen sollen, die beteiligten Hauptpersonen, also vor allem Karl und Charlotte Bühler, auch als Individuen konturenreicher zu zeichnen. Bei der Beschreibung bleibt ein wenig farblos, was gegenüber Karl Bühler ungerecht und gegenüber Charlotte um jenes Eizel zu freundlich ist, das Platz greift, wenn man davon absehen zu müssen meint, daß Frau Bühler eine machtbewußte, Mitarbeiter zugleich gängelnde und fördernde, habitueller Devianz aber jedenfalls abholde Person gewesen sein muß. Eine Sozialgeschichte eines Instituts, die die persönliche Gleichung der Protagonisten unerörtert läßt, verliert an Überzeugungskraft und damit auch an Plausibilität.

Zum zweiten wäre es wünschenswert gewesen, wenn Benetka seine implizit bleibende theoretische Perspektive explizit gemacht hätte. In seiner früheren Veröffentlichung folgte er den noch während der 80er Jahre gängigen „politökonomischen“ Konzepten der Wissenschaftsentwicklung und einer „politischen“ Lesart von Theoriegeschichte. Im

vorliegenden Werk hat er sich von diesen Rahmungen verabschiedet – was an deren Stelle treten könnte, bleibt allerdings ein wenig unbestimmt. Explizite theoretische Überlegungen und Anleihen bei der Wissenschaftssoziologie (ich nenne nur den polnischen Arzt und Wissenschaftshistoriker Ludwik Fleck), die über die bloß verbale Bezugnahme auf Kuhn hinausgehen, hätten über die Rekonstruktion des Einzelfalls hinausweisende Einsichten zu Tage fördern können. Aber mit der Geschichte der Wissenschaften ist es wohl wie mit deren Objekt selbst: nur in einer förderlichen Umgebung gedeiht Brillanz. Was ein Einzelkämpfer leisten kann, hat Benetka vorbildlich getan. Eine gut lesbare, passagenweise spannende und jedenfalls informationshältige Darstellung eines wichtigen Falls österreichischer Wissenschaftsgeschichte.

Christian Fleck, Graz

Gerda Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Aus dem Englischen von Walmot Möller-Falkenberg, Frankfurt am Main u. New York: Campus 1995.

„The Majority Finds Its Past“: So lautete der – als frauengeschichtliche Devise auch über den angelsächsischen Sprachraum hinaus bekanntgewordene – Titel des 1979 erschienenen amerikanischen Sammelbands. Er enthält einige der wichtigsten wegbereitenden Beiträge, die im und für das Forschungsfeld Frauengeschichte geschrieben wurden. Seine Autorin, Gerda Lerner, hat mit diesen frühen theoretischen und forschungspraktischen Weichenstellungen auch *chez nous* viele

herausgefordert, sensibilisiert und ange-regt. Daß der frauengeschichtliche „Klas-siker“ nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegt, ist eine wichtige Basis dafür, die Rezeption seiner Grundsatzüberlegungen auch unter jenen zu fördern, denen das Buch zugeordnet ist: „einer neuen Gene-ration von Frauen, die die Zeit und das Recht zum Denken, die von uns erst zu erobern waren, für selbstverständlich halten – im Vertrauen darauf, daß sie die Ar-beit fortsetzen werden.“

Es ist dieser in der Widmung angespro-chene Prozeß der Eroberung und Heraus-forderung der traditionellen Geschichts-wissenschaft, der sich in den Aufsätzen des Sammelbandes eindrücklich doku-mentiert. Den Gegenpol zum solcher-art noch einmal prozeßhaft aufgerollten Pionierstadium in der Entwicklung der modernen Frauengeschichte als Wissen-schaft bilden jene historisch-kritischen Fußnoten, welche Gerda Lerner der deut-schen Ausgabe sparsam beifügte, ange-regt durch die erneute Lektüre ihrer eigen-ten, vor 15 und mehr Jahren verfaßten Beiträge. Daraus ergibt sich ein span-ender Kontrast, an dem – wenn auch nur punktuell – zweierlei sichtbar wird: die Wirkungsgeschichte der historischen Frauenforschung und die intellektuelle Weiterentwicklung einer ihrer Pionierin-nen.

Persönlich – das heißt: mit einer eigen-ten Geschichte und den aus ihr hervor-gegangenen Orientierungsbedürfnissen – greifbar wird die Autorin auch in den „Autobiografischen Notizen“, die der Publikation als Einleitung vorangestellt sind. Im Gegensatz zum Selbstverständ-nis des traditionellen *homo academicus* blendet die unterdessen emeritierte Pro-

fessorin für Geschichte an der Universität Wisconsin-Madison, USA den nur schein-bar „privaten“ Teil ihres Denkkzusam-menhangs nicht aus. „Niemals akzep-tierte ich die Notwendigkeit einer Tren-nung von Theorie und Praxis“, schreibt Gerda Lerner. (S. 26) Was sie aus ih-ren Lebenserfahrungen als zunächst – vor ihrer späten Aufnahme des Geschichts-studiums im Alter von mehr als vierzig Jahren – „ungelernte und später ange-lernete Arbeitskraft“ sowie als „Hausfrau, Mutter, Gebärende und aktiv am Leben des Gemeinwesens Anteilnehmende“ (S. 22) an die Geschichtswissenschaft heran-getragen habe, sei von ihrer intellektuel-len Annäherung an das Thema nicht zu trennen.

Der erste Beitrag des hier besproche-nen Sammelbandes reicht ins Jahr 1969 zurück, als in den USA noch sehr kon-trovers darüber debattiert wurde, ob die Frauengeschichte überhaupt eine wissen-schaftliche Legitimation habe. Und in Europa steckte die Frauenforschung noch nicht einmal in den Kinderschuhen. Als „einsame Stimme in der Wüste“ (S. 49) machte Gerda Lerner in *Neue Ansätze zur Forschung über Frauen in der Geschichte der Vereinigten Staaten* eine erste Be-standsaufnahme der bis dahin für die USA vorhandenen Literatur und setzte essentielle Markierungen, die mittlerweile zu Standards der wissenschaftlich fun-dierten Frauengeschichte geworden sind: So riet sie zum Verzicht auf das – für eine weiterführende Analyse unproduktive – Gedankenmodell „unterdrückte Gruppe“ (S. 46). „Was taten die Frauen? Wie ta-ten sie es? Was war ihr Selbstverständ-nis?“ – das waren die statt dessen vorge-schlagenen erkenntnisleitenden Wegwei-

ser hinein in eine Forschung, die der Dialektik der Geschichte der Frauen – die „untergeordnet und doch zentral, zu Opfern gemacht und dennoch aktiv beteiligt“ (S. 27) sind – gerecht zu werden vermag. Auch vor dem Mythos von „den Frauen“ als einer homogenen Gesamtheit wird bereits gewarnt. Aufgrund der Kritik afroamerikanischer Historikerinnen an der weißen – auch feministischen – Wissenschaft ist ja in den USA die Frage nach den „Unterschieden“ sehr schnell ins Zentrum der Wahrnehmung gerückt. Im Sinne einer notwendigen Sensibilisierung auch hierzulande ist es zu begrüßen, daß mit *Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt* in die deutsche Ausgabe ein zusätzlicher Aufsatz Lernalers aufgenommen worden ist, der 1990 – und damit zeitlich über das Erscheinungsjahr der Originalausgabe des Sammelbandes hinausgehend – unter dem Titel *Reconceptualizing Differences Among Women* im *Journal of Women's History* erstmals erschienen ist.

Auch die zweite ‚Draufgabe‘ – der Beitrag *Definitionen*, der sich als „ein Versuch“ versteht, „die Einzigartigkeit von Frauen, ihre Erfahrungen und ihr Bewußtsein im Unterschied zu anderen untergeordneten Gruppen neu zu definieren und angemessen zu beschreiben“ (S. 9) – ist eine Bereicherung. Das konsequente Ringen Gerda Lernalers um eine präzise Begriffsbildung wird indes in allen Kapiteln des Sammelbandes deutlich, ging es ihr doch darum, eine auch sprachliche Basis dafür zu schaffen, „das Denken aus veraltet-überlieferter Gangart und ausgetretenen Pfaden herauszutreiben“. (S. 193)

Mit dieser paradigmatischen *Herausforderung der Frauengeschichte* – so der

Titel eines in der Publikation enthaltenen Essays – an das männliche Definitionsmonopol, an die traditionellen Quellen, an die üblichen Periodisierungen der Geschichtswissenschaft, beschäftigt sich noch eine Reihe weiterer Beiträge. Doch der Sammelband bietet – über Theoretisches und Konzeptionelles hinaus – auch einen Einblick in die Forschungspraxis Gerda Lernalers, in ihre Arbeitsweise, ihre Fragestellungen und damit gleichzeitig immer auch in das breite Themenspektrum der Historischen Frauenforschung insgesamt. Lebendig wird dies an Szenarien aus der amerikanischen Geschichte, von denen hier einige kurz skizziert werden sollen.

So beschreibt die Historikerin in *Die Dame und die Fabrikarbeiterin: Veränderungen des Status von Frauen in den 1830er Jahren* (1969), wie sich in den USA des frühen 19. Jahrhunderts die Feststellung „Der Platz der Frau ist im Haus“ von einer zutreffenden Beschreibung der Wirklichkeit in einen Mythos zu verwandeln beginnt. Für die amerikanischen Frauen wurde die sogenannte Jacksonzeit, die als Periode demokratischen Fortschritts und wachsender Gleichheit gilt, zu einer Zeit der Regression und Repression. Der Aufsatz *Afroamerikanerinnen und weiße Frauen in Interaktion und Konfrontation* (1976) bemüht sich um die historische Perspektivierung einer ambivalenten Beziehung, die nirgendwo – so die Autorin – einen dichterem symbolischen Ausdruck gefunden habe als in der komplexen wechselseitigen Abhängigkeit von weißer Herrin und afroamerikanischer Sklavin im 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts. „Die weiße Frau hatte zu jeder Zeit genügend Macht,

um ihre Sklavinnen auszubeuten und zu mißhandeln, hatte aber selten genügend Macht, sie vor sexuellem Mißbrauch zu schützen, selbst wenn sie es gewollt hätte“ (S. 95), schreibt Gerda Lerner. Oftmals war die legendäre – im Status der Leibeigenschaft stehende – „Mammy“, die im Haus der Sklavhalter Mutterliebe zu schwarzer Liebe machte, die einzige Vertraute der „freien“ Herrin. Viele der frühen weißen Feministinnen wiederum hatten im Kampf um die Rechte der afroamerikanischen Bevölkerung erstmals ihre eigene Unterdrückung wahrgenommen, etwa wenn sie bei ihren öffentlichen Anti-Slavery-Vorträgen auf erheblichen sexistisch motivierten Widerstand stießen. Dem Thema *Die politischen Aktivitäten der Frauen in der Antisklavereibewegung* ist ein eigener, 1976 entstandener Beitrag gewidmet. In *Frauenrechte und amerikanischer Feminismus* (1971) sowie *Die Feministinnen: ein zweiter Blick* (1970) stellte die Autorin in historisch-vergleichender Analyse Aspekte der US-amerikanischen Frauenbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts ins Zentrum ihrer Überlegungen.

Insgesamt lassen sich die anschaulich erzählten Beispiele aus der US-amerikanischen Frauengeschichte immer wieder auch als Kontrastfolie lesen, welche mit die eigenen Analysen präzisierendem Verfremdungseffekt über die europäische(n) Geschichte(n) der Frauen gelegt werden kann. An manchen Schnittstellen führt Gerda Lerner – aus der Wissensfülle eines langen Forscherinnenlebens schöpfend – diese Stränge selbst zusammen, etwa wenn sie – Mutterschaft als Mythos der patriarchalen Kultur hinterfragend – die Verringerung von Säug-

lingssterblichkeit und Tod im Kindbett thematisiert. Diese Basis der Emanzipation, die Frauen „von dem Zwang befreite, so viele Kinder zu gebären, wie sie nur konnten, um sicherzustellen, daß einige überlebten“ (S. 170) sollte, wie die Historikerin ausführt, Frauen verschiedener sozialer Schichten zu unterschiedlichen Zeiten zugute kommen: den Frauen des europäischen Bürgertums im 18. Jahrhundert, den US-amerikanischen Frauen der weißen Mittelschicht im 19. Jahrhundert und den Unterschicht- und schwarzen Frauen im 20. Jahrhundert.

Gerda Lerner hat mit ihrem bisherigen Lebenswerk den wissenschaftlichen Blick für ein Paradigma geöffnet und sensibilisiert, das weit über eine frauenbezogene Bindestrich-Geschichte hinausreicht. An die Stelle eines gerade noch zugestandenen „women and history“ setzte sie die elementare Formel „women are history“ und entwickelte analytische Modelle, um die gesellschaftliche Konstruktion weiblicher Devianz zu verstehen. Den Prozeß dieser Denkarbeit noch einmal nachvollziehbar gemacht zu haben, darin liegt der Wert dieser Publikation, das macht sie zum Klassiker. Und für diejenigen, die sich gerade auf die wissenschaftliche Suche nach der Geschichte der Frauen begeben, ist sie eine leicht verständliche, anregende Einführung, die nicht nur den Intellekt anspricht, sondern auch weibliche Identitätssuche jenseits der kognitiven Dimension.

Markant ist Lerner's Position in der auch bei uns sehr aktuellen Grundsatzdiskussion um Frauen- oder Geschlechtergeschichte: Ganz dezidiert hält sie im Vorwort zur deutschen Ausgabe den Anspruch auf eine „frauenzentrierte For-

schung“ aufrecht. Während der letzten beiden Jahrzehnte seien zwar die meisten der überkommenen Verallgemeinerungen der Geschichtsschreibung im Licht der historischen Erfahrungen von Frauen hinterfragt worden. Diese Arbeit sei aber keineswegs so weit fortgeschritten, „daß Rufe nach einer ‚umfassenden‘ Synthese oder gar das Aufgeben einer spezifischen Aufmerksamkeit für Themen der Frauenforschung zugunsten von Studien zum Geschlechterverhältnis als gerechtfertigt gelten können“ (S. 11). Die zweifellos notwendigen *gender studies* sollten – so die Warnung – nicht als Ersatz für Frauenforschung und Frauengeschichte verstanden werden. Alles in allem redet die Historikerin einer Vielfalt das Wort und formuliert als dazu mobilisierende Losung: „Wir treten dem Patriarchat auf herausfordernde Weise, nicht jedoch als homogene Einheit entgegen“. – „Wir kommen in jedweder Gestalt.“

Ingrid Bauer, Salzburg

Peter Feldbauer, *Die islamische Welt 600–1250. Ein Frühfall von Unterentwicklung?* Wien: Promedia 1995.

In drei Hauptstoßrichtungen nähert sich der Autor dem kontroversiellen Thema, das da aus den Tiefen der Geschichte in die ideologische und politische Diskussion unserer Zeit heraufreicht – der Frage nämlich, ob es so etwas wie frühe Weichenstellungen in der Entwicklung von Kulturen gibt, die dazu berechtigten, in Ansehung einer nicht-europäischen – im vorliegenden Fall: der „orientalischen“ bzw. islamischen Kultur – von der gleichsam schicksalhaften Überlegenheit des eu-

ropäischen („abendländischen“) Weges zu sprechen. Daß solche Ideen heutzutage mehr denn je im Schwange sind, ist dem Zeitgenossen einer neuen – alten – Weltordnung nicht eigens in Erinnerung zu rufen, kann man ja allenthalben beobachten, wie längst verheilt geglaubte geographische (Bosnien, Tschetschenien) und weltanschauliche Narben (Iran, Afghanistan, Algerien...) wieder aufbrechen.

Gegen die vielleicht sogar verständlichen (wenn auch nicht verzeihlichen) Versuche, die Dichotomien der Gegenwart mit der Geschichte zu versöhnen (indem man sie historistisch verdoppelt) tritt nun Feldbauers Buch entschieden auf. Besonders gegen den in der Orientalistik (wie freilich in allen „ethnologischen“ Disziplinen, jenen legitimen und illegitimen Kindern der Kolonialwissenschaft und des Historismus) grassierenden Kurzschluß: daß schon alles damit getan sei, wenn die gegenwärtige Spaltung der Welt nur einigermaßen logisch als ihre eigene Ursache („so war es immer“) aufgefaßt werde – gegen solchen nicht zuletzt ja auch hermeneutischen Zirkel – stellt Feldbauer mit Hilfe dreier Untersuchungs-Schwerpunkte seine eigene Methode heraus, worin er seinen Gegenstand, die islamische Gesellschaft des Hochmittelalters, nun eben gerade nicht als das unwandelbar Andere der eigenen, „europäisch-abendländischen“ Geschichte behandelt, sondern als ein Subjekt *sui generis*.

Drei Hauptstoßrichtungen also. Die erste betrifft das Vorurteil einer „islamischen Dekadenz“; die zweite das Vorurteil einer „Geschichte der Araber“ (als wäre dies der einzige Kern und das ganze Wesen islamischer Kultur); die dritte, damit verbunden, die Abwehr des Vorur-